Pflicht und Liebe.

Von Auguste Groner.

Ein geisterbleiches, junges Weib kniet am Bette eines Kindes; neben ihr steht ein alter, ernster Mann.

Aennchen liegt im Sterben. Aus ihren Augen ist der Glanz, von ihren Wangen ist die Röthe des Fiebers gewichen. Ihre Händchen greifen matt und unruhig auf der Decke umher, es ist, als ob sie — vergeblich, ach ganz vergeblich, den Halt auf Erden suchten. Mit Augen, aus denen tiefe Qual schaut, verfolgt die Mutter das Verlöschen ihres Kindes. Zuweilen ringt sich ein Schmerzenslaut von ihren Lippen, zuweilen geht ein Zittern durch ihren Leib, dann legt der alte Doktor seine Hand auf ihr Haupt und sagt: „Muth, Helene, Muth!"

Und die Uhr tickt, und eine Fliege summt, und die Zeit geht weiter.

„Mama!" flüstert Aennchen und richtet sich auf; da kommt der Tod und legt sie zurück und nimmt ihr den letzten Seufzer von den Lippen. Mit einem leisen Schrei sinkt die arme Mutter zusammen. Aber sie behält das Bewußtsein.

Der Doktor richtet die Frau auf und mahnt: „Helene, Ihre Kraft darf noch nicht versagen."

Da lächelt sie herzzerreißend und sagt: „Ich weiß! Aber jetzt möchte ich ein bischen allein sein."

Er geht. — Nun kauert sie ganz still neben Aennchen's Bett, umschlingt den lieben, kleinen Körper und weint, und weint, und echt, ganz echt ist der Wunsch, den ihre zitternden Lippen flüstern: „O — wär' ich bei Dir!"

Ein grimmiges Sehnen nach dem Sterben kommt über sie und eine große Furcht vor dem Weiterleben, denn sie fühlt sich allein, ganz allein auf Erden.

Eine Stunde ist vergangen; Helene weiß es nicht. Wenn man an der Schwelle der Ewigkeit steht, rechnet man nicht mit Stunden!

Der Doktor tritt wieder in das Zimmer.

„Er braucht Sie. Er verlangt nach Ihnen," sagt er.

Da erhebt sie sich. — „Ich gehe schon."

„Und er darf nicht ahnen, was hier geschehen ist; jede Aufregung muß ihm ferngehalten werden," fährt der alte Herr eindringlich fort, und Helene antwortet: „Ich weiß. Ich weiß."

Wie fremd ihre Stimme klingt.

Eine Minute später betritt sie wieder das Zimmer eines Schwerkranken. Drüben hat die Diphtheritis das Kind gefordert, hier kämpft dessen Vater mit einem typhösen Fieber. Helene pflegte ihn, seit der ersten Stunde seiner Erkrankung, wie nur die Liebe pflegen kann. Es ist ja nicht wahr, daß sie ihn nicht mehr mit der alten Liebe liebt — nur traurig ist diese Liebe geworden, weil er es ihr schon so lange durch Launen, Despotismus und Kälte bewies, daß sein Weib und sein Haus ihm gleichgiltig geworden seien. Wäre ihr Empfinden sich nicht gleich geblieben — stünde sie wirklich abgelöst von allem auf Erden — wie könnte sie jetzt, da sie von der Leiche Aennchen's kommt, die Gewalt über sich gewinnen, um seinetwillen fast ruhig auszusehen?

„Fast." Der Kranke merkt es ja doch, daß sie anders ist als sonst.

„Du Arme," sagt er, „Du wirst auch noch krank werden, Du fällst ja schier vor Müdigkeit um," und nach einer Weile, während der sie ihm trampfhaft zulächelt: „Laß eine Krankenschwester kommen; sie soll Dich ablösen."

Langsam, müde streckt er ihr die Hand entgegen — und dabei füllen sich seine Augen mit Thränen. Sie streichelt diese heiße Hand und entgegnet ihm herzlich: „Bleib ruhig, Franz. Ich bin ganz gesund und will keine Fremde hier sehen."

„Doch — doch — Du brauchst Hilfe. Aber nicht wahr, Du kommst trotzdem oft zu mir. Ich meine, ich kann nur durch Deine Nähe gesund werden."

Er weint, er weint wirklich, und wie sie ihn auch zu beruhigen sucht und schließlich auch beruhigt — ist doch das Fieber jetzt wieder da. Es braucht wahrlich nicht viel, um es herbeizurufen, dieses schreckliche Fieber, das an ihm zehrt, das ihn vielleicht verzehren wird.

Helenens Herz trampft sich bei diesem Gedanken zusammen, und nebenbei wundert sie sich, daß ihre Leiden noch steigerungsfähig sind. Regungslos sitzt sie dann und am nächsten Tag neben dem unruhig Schlummernden. Keine Thräne gönnt sie sich und keinen Seufzer, aber die Hände ballt sie und die Zähne preßt sie aufeinander. Sie weiß, wenn sie sich auch nur ein bischen gehen läßt, so muß sie aufschreien wie ein sterbenswundes Thier. Und Franzens armselige Ruhe darf noch nicht gestört werden. Unter unbeschreiblichen Qualen gehen die Tage, gehen die Nächte für sie vorüber. Dann und wann steckt die Magd das verweinte Gesicht durch die Thürspalte, fragend, ob sie nicht helfen könne.

Sie kann nicht helfen — die alte Kathi; ach — sie weiß es ja, daß die arme Frau das große Leid um das Kind und die große Angst um den Mann ganz allein tragen muß.

Am Tage von Aennchens Tod brachte Helenens alter Freund eine Krankenschwester mit.

„Für Aennchen," hatte er gesagt, als Helene ihnen im Vorzimmer entgegentrat. „Die gute Schwester wird Alles besorgen."

Die beiden Frauen reichten einander die Hände, dann geleitete Helene die Schwester zu ihrem todten Liebling. Der gute Doktor aber holte die unglückliche Frau bald wieder heraus, stellte ihr vor, daß sie ihre volle Kraft brauche und deshalb ruhen müsse, und schickte sie zu Bett. Und Helene gehorchte.

Gegen Mittag konnte der alte Hausfreund sich dem Kranken widmen, dann löste Helene ihn wieder ab. Ihr Kind lag schon, in Blumen gebettet, im Sarge. Kaum hatte sie sich neben Franz niedergelassen, bat er: „Bring mir Aennchen."

„Aber Franz," sagte sie, „Aennchen könnte doch auch krank werden!"

„So soll sie am Gang singen. Ich höre sie dann wenigstens. Ich habe solche Sehnsucht nach ihr."

Stoßweise, mühsam redete er, und nicht weniger mühsam entgegnete sie: „Auch ich sehne mich nach dem Kinde. Aber wir können sie jetzt nicht haben, der Doktor fand es für gut, daß ich sie fortschickte — zur Tante."

Der Kranke war still geworden. Nach einer Weile jedoch hob er wieder an: „Du aber bleibst bei mir!" und dabei schaute er sie mit dem alten, lieben Lächeln an, das sie schon gar lange nicht mehr gesehen hatte.

Ihm zärtlich die Stirne streichelnd, sagte sie: „Freilich bleibe ich bei Dir. Ich bin ja froh, wenn ich Dir nothwendig erscheine."

„Wie nothwendig! — Wie nothwendig!" murmelte er.

Die Schwäche schloß ihm die Augen und den Mund. Immer wieder aber jagt ihn das Fieber auf und dann hat sie stundenlang damit zu thun, ihn zu beruhigen. So ist es auch am dritten Tage nach des Kindes Sterben. Die Schwester steht ihr getreulich bei, bis der Doktor kommt — dann geht die Schwester mit der kleinen Leiche zur Verdigung. Helene, sterbensbleich und trampfhaft schluchzend, will ihr folgen, doch ihr alter Freund sagte leise, indessen er auf den Kranken zeigt: „Die Krisis beginnt — und Abschied haben Sie ja genommen."

Helene bleibt. Lautlos betet sie für ihren Mann, über dessen Leben die nächsten Stunden entscheiden werden. Sie weiß nicht, mit wie tiefer Sorge ihr alter Freund sie beobachtet — sie nicht weniger als den Kranken. Es ist eine der qualvollen Stunden für die Zwei gekommen, in denen man sich so ohnmächtig fühlt. Aber Gott war gnädig. Nach Stunden bangen Harrens reicht der Doktor der jungen Frau die Hand und sagt, selbst wie erlöst: „Gott sei dank. Er wird Ihnen erhalten bleiben."

Und sie neigt das Haupt, und Thräne um Thräne rollt in ihren Schooß.

„Mein Aennchen," denkt sie, und ihr Herz zittert vor Leid.

„Mein Franz!" seufzt sie, und lächelt glücklich.

* * *

Tage sind vergangen. Helenens Gatte fühlt sich zum ersten Mal so recht, recht wohl.

„Ist Dir's so recht?" — Helene hat ihm ein Polster anders gerichtet.

Er hält ihre Hand fest. „Alles ist gut. Es ist doch herrlich, wieder gesund zu werden. Du Gute, Du Treue!" Er küßt sie, er streichelt liebevoll das Haar auf ihrer Stirne, und da werden seine Augen feucht. „Es ist viel Silber da hineingekommen," sagt er und küßt jetzt auch ihr Haar. „Darum bist Du mir noch tausendmal theurer. Es fehlt überhaupt nur mehr Aennchen zu meinem Glück. Wie traurig, daß sie bei der Tante krank — — Helene — warum wirst Du so bleich?"

Er hat sich jäh aufgerichtet — er blickt sie starr an, indessen sie schwerathmend sagt: „Unserem Aennchen fehlt nichts mehr —"

Neben ihm hinknieend, preßt sie ihr plötzlich thränenüberströmtes Gesicht an seine Brust. Er hat begriffen.

„Wann ist sie gestorben?" fragte er stockend.

„Als Du am schwersten krank warst."

Ein langes, wehevolles Schweigen tritt ein, es wird nur von dem Schluchzen der Beiden unterbrochen.

„Und bis jetzt hattest Du die Kraft, es mir zu verheimlichen?" sagte er endlich.

„Du hättest es ja nicht ertragen."

„Mein armes, liebes Weib."

Mehr kann er nicht sagen — aber sie weiß, daß diese Stunde ihn wieder zu ihr zurückgeführt hat.

Nach Muster.

Die kleine Bertha (zu ihrem Spielgefährten): „Komm, Fritz, wir wollen „Familie" spielen, Du bist der Vater, ich bin die Mutter und die Puppe ist unser Kind."

Fritz: „Ja, das würde Dir passen — damit Du mich recht durchhauen könntest, wie meine Mama den Papa!"

Anisbrod.

½ Pfund Zucker, 4 ganze Eier werden in einem Kessel mit dem Eierschläger auf gelindem Feuer schaumig geschlagen; die Masse lasse man unter beständigem Rühren erkalten, gebe 1 Eßlöffel gereinigten Anis und ½ Pfund Mehl hinzu, dressire kleine runde Kuchen auf Wachsblech, stelle dieselben in den Trockenschrank bis sich eine Kruste gebildet hat, backe sie alsdann bei mittlerer Hitze.

Mißheirath.

Novellette von K. Th. Zingeler.

I.

„Wie, davon haben Sie noch nichts gehört? Es ist allerdings unglaublich. Man sollte es nicht für möglich halten!"

„Ich habe mich immer sehr wenig um Neuigkeiten bekümmert und stehe mich recht gut dabei," erwiderte die gefragte Frau Sanitätsrath der, wie es schien, sittlich entrüsteten Forsträthin.

Da sie in demselben Augenblick von ihrer Nachbarin am Tische angeredet wurde, so sah sie nicht, wie die Forsträthin verächtlich die hübschen runden Schultern zuckte und ihrer Schwägerin zuflüsterte: „Deshalb ist sie auch so unausstehlich langweilig."

Das „Unglaubliche" regte aber keineswegs die Forsträthin allein auf; die ganze gute Damen-Gesellschaft, welche sich bei Frau Sanitätsrath Commerell zum Kaffee zusammengefunden hatte, gerieth nach und nach in hohe Aufregung.

„Friedlich ist die Geschichte ganz gewiß nicht hergegangen; es sollen böse Auftritte vorgekommen sein; mir thut die arme Helene leid, die ist geradezu blamirt, und ihr Bruder soll geschrieben haben, so lange er Gefahr liefe, jenen im Hause der Eltern zu treffen, betrete er dasselbe nicht mehr," sprudelte Frau Forstrath Grün.

„Nun werde ich aber doch fragen müssen, was denn so Ungeheuerliches geschehen ist?" Die Sanitätsräthin konnte ein Lächeln kaum unterdrücken.

„Ja, ganz richtig, liebe Frau Sanitätsrath, ungeheuerlich, ungeheuerlich, das ist das richtige Wort! So hören Sie: Heimbach's Elise hat sich . . . mit . . . dem Landmesser Felden — hören Sie: mit einem Landmesser — verlobt!"

Und die Frau Forstrath sah voll sittlicher Empörung ihre sämmtlichen Mitschwestern am Kaffeetische der Reihe nach darauf an, ob nicht alle gleich ihr entsetzt seien.

Frau Commerell heftete ihre klugen, blaugrauen Augen fragend und nicht ohne einen besorgten Ausdruck auf die Sprecherin. „Ja, hat denn Felden sich etwas zu Schulden kommen lassen? Das thäte mir leid, er war stets ein braver Junge und die Freude seiner Mutter, die ich von Jugend auf kenne; auch ein fleißiger Beamter."

„Aber, liebste Frau Sanitätsrath, um den Felden handelt es sich gar nicht so sehr, wie um Heimbach's Elise," warf die Direktorin Brausewald ein, und eint fast mitleidiges Lächeln irrte im ihren Mund. „Denken Sie doch: als Tochter eines Geheimen Regierungsraths, die Schwester mit einem Regierungs-Assessor verlobt und der einzige Sohn Arthur ist Regierungs-Referendar. Wenn es dem nur nicht in seiner Laufbahn schadet! Er soll wüthend sein und Helene geht den ganzen Tag mit rothgeweinten Augen umher. Sie hat noch gar nicht den Muth gefunden, es ihrem Verlobten mitzutheilen."

„Und was sagen Elisen's Eltern dazu?" fragte die Gastgeberin nicht ohne Spannung.

„Ach, Du lieber! Was sollen die sagen? So viel ist sicher, der Geheime Regierungsrath ist gar nicht erbaut von der Geschichte, aber die Elise ist ihm an's Herz gewachsen, und sie hat erklärt, den Felden liebe sie, und sie werde niemals einen anderen heirathen. Seine Frau, ach Du lieber, die soll ganz selig sein, daß ihre zweite Tochter — eigentlich ist die Elise die ältere — nun auch versorgt sei . . . ha, ha, versorgt! Frau Landmesser!"

„Frau Heimbach ist eine vernünftige Mutter und Frau . . ." sagte die Sanitätsräthin ruhig.

„Ich verstehe Sie nicht, liebe Commerell," warf die Direktorin spitz ein. „Man hat doch Pflichten gegen seinen Stand, die Stellung, die man einnimmt, gegen seine Familie!"

Die Sanitätsräthin ließ ihre ruhigen Augen über die Anwesenden gleiten und sagte freundlich: „Nicht wahr, wir wollen ganz von uns selbst und von Heimbachs absehen und die Angelegenheit nur sachlich betrachten? Ich denke, die nächste und erste Pflicht der Eltern ist, den Kindern eine gute, gediegene Erziehung zu geben und sich wohl zu hüten, ihnen Ansprüche beizubringen, die über ihren Stand hinausgehen. Wenn jemand, dann sind es gerade die Beamten-Familien, und zwar in erster Reihe die sogenannten besseren, welche hierauf gar nicht gewissenhaft genug sehen können und erst recht, wenn nicht ein größeres Vermögen vorhanden ist; denn das sogenannte standesmäßige Auftreten geht in sehr vielen Fällen über das Leistungsfähige hinaus. Daher tritt auch allzu oft, wenn der Ernährer der Familie stirbt, ein sehr bitter empfundener Rückschlag ein . . ."

„Das trifft bei Heimbachs nicht zu, die sind wohlhabend," warf Frau Forstrath ärgerlich ein.

„Wir haben die Bedingung gestellt, von Heimbachs und allen unseren Bekannten abzusehen," wehrte die Sanitätsräthin ruhig ab und fuhr fort: „Ein gebildetes Mädchen aus guter Familie soll auch einen gebildeten Mann heirathen, das ist für das eheliche Zusammenleben unerläßlich. Giebt es aber einen Stand, der allein Anspruch auf den Besitz von Bildung machen kann? Ich glaube nicht. Die Erziehung, die Heranbildung unserer jungen Leute, die sich dem Beamtenstande in seiner reichen Vielgliedrigkeit widmen wollen, oder der besseren Kaufleute, der Techniker . . . auch der Landmesser, meine Damen," fügte Frau Commerell mit gewinnendem Lächeln hinzu, der Lehrer — ich meine nicht nur die auf der Universität gebildeten — ist heutigen Tages so vielseitig, der Anspruch an Leistungsfähigkeit gegen früher so gewaltig gewachsen, daß der Begriff Bildung sich wesentlich gegen früher verschoben, seine Grenzen bedeutend erweitert hat. Und was die Schulbank nicht thut, vollendet unser Verkehrsleben und die leichte Zugänglichkeit der Literatur. Bildung im Sinne einer gewissen Summe höherer Kenntnisse ist in unserer Zeit nicht mehr das Privateigenthum enger Kreise. Sind Sie nicht meiner Ansicht, meine Damen?"

Anfangs hatten, übler Gewohnheit gemäß, mehrere der anwesenden Frauen hastig Einwürfe machen oder zustimmend dazwischen sprechen wollen. Die bestimmte und dabei wohlwollende Art der Sanitätsräthin brachte es aber fertig, daß nur eine Person sprach, ein überaus seltener, aber wohlthuender Fall.

„Würden Sie, Frau Sanitätsrath, also Ihre Tochter einem Manne zur Frau geben, der nicht . . . nun sagen wir, nicht Ihrer Gesellschaftsklasse angehörte?" fragte eine schon ältere Dame, die seit kurzer Zeit zum Besuche bei der Amtsräthin weilte. Letztere hatte schon mehrere Male den Ausführungen der Hausfrau beistimmend zugenickt und schien nun zu fürchten, ihr Besuch werde dieser entgegentreten.

Frau Commerell lächelte freundlich, fast schelmisch, als sie entgegnete: „Meiner Gesellschaftsklasse? Ja, verehrte Frau Oberlandesgerichtsrath, das ist auch wieder so eine dehnbare Frage. Wo ist die Grenze der sogenannten Gesellschaft? Wer steckt sie? An dem herzoglichen Hofe meiner Heimath wurde der jüngste Leutnant mit einer Einladung zur Tafel beehrt, dagegen zum Beispiel die Lehrer unseres Gymnasiums nicht, und so kam es, daß, als mein Bruder als blutjunger Offizier nach Hause auf Besuch kam, er zu Hofe gezogen wurde, mein Vater, einer der ältesten und ich darf sagen verdientesten Lehrer der Anstalt, dagegen nicht. Ihn hat es nicht verdrossen, dafür war er viel zu hochsinnig angelegt, und mein anderer Bruder, der das Glück gehabt, in Saigon ein Geschäft mit großem Erfolge zu gründen, so daß er jetzt selbst nach dortigen Begriffen ein reicher Mann ist, der lachte recht herzlich über unsere europäischen gesellschaftlichen Anschauungen oder „Zöpfe", wie er es hieß."

„Meine eigentliche Frage ist damit noch nicht beantwortet", warf die Frau Oberlandesgerichtsrath höflich ein.

„Ob ich meine Tochter einem Manne geben würde, der nicht zu der Klasse der höheren Beamten zählte? Nun, einem Kaufmanne, Techniker oder einem Manne in ähnlicher Stelle zweifellos, ebensogut wie auch einem Beamten, der nicht zu höheren Stufen aufsteigen kann, wenn die Grundbedingung vorhanden wäre."

„Und die lautet?" fragte Frau Grün, im Stillen hoffend, daß die Gastgeberin sich eine Blöße geben werde.

„Die Grundbedingung, daß sich die beiden von Herzen gerne hätten und gut zu einander paßten, daß die Gemüths- und Herzensbildung des Mannes derart wäre, daß er mein Kind glücklich machen könnte. Ich bin der Ansicht, daß in unseren Kreisen noch viele Mädchen sind, die Herz und Kopf auf dem rechten Flecke haben, um unter solchen Verhältnissen tüchtige, wackere und glückliche Hausfrauen und Mütter zu werden, während sie als Opfer eines ungesunden und überlebten Kastengeistes ihren Beruf verfehlen. Bringt solch ein Mädchen ihrem Manne dann auch noch etwas Vermögen mit, nun, dann sind sie meiner Anschauung nach weit mehr zu beneiden, als die Frau Rath So-und-so, welche über ihre Mittel hinaus den Ansprüchen ihres sogenannten Standes Rechnung tragen muß und dafür wachsende Sorgen zu Hause hat."

„Meinerseits kann ich Ihnen nur beipflichten", sprach jetzt die Oberlandesgerichtsräthin, und ich bin in der Lage, Ihnen eine Thatsache als Beispiel anzuführen. Vor etwa zwölf Jahren starb bei uns in D . . . der Oberst des Infanterie-Regiments in Folge eines Sturzes mit dem Pferde. Er hinterließ eine sehr anspruchsvolle Frau und fünf Kinder; zwei halb erwachsene Knaben und drei Töchter. Außer dem Ruhegehalt war nur sehr wenig Vermögen vorhanden. Die Noth war somit groß und die Lage sehr schlimm. Nun, zunächst erhielten die beiden Jungen Freistellen im Kadettenhause. Die älteste Tochter fand bei einer entfernt verwandten Familie Unterkunft als Gesellschafterin und Stütze. Aber von den zwei Zurückgebliebenen war eine immer noch zu viel. Das sah die zweitälteste, ein thatkräftiges, begabtes Mädchen, wohl ein. Sie bildete sich rasch zur Telegraphistin aus, und es gelang ihr dank guter, einflußreicher Beziehungen beim Staate angestellt zu werden. Es war nicht ihre Absicht, in dieser Stellung für immer zu bleiben; zunächst wollte sie auf eigenen Füßen stehen und dann weiter sehen. Aber schon nach einem Jahre wurde sie unter günstigen Bedingungen befördert und kam an eine große Post- und Telegraphen-Anstalt. Bald merkte sie, daß einer ihrer Kollegen, ein Postbeamter, ihr achtungsvolle, zarte Aufmerksamkeiten erwies, welchen sie jedoch keine Beachtung schenkte, weil sie frei von jeder Koketterie und gar nicht blind darauf aus war, einen Mann zu bekommen. Aber . . . nun ich will kurz sein. Ihr Schicksal oder besser gesagt, ihr Glück wollte es so, daß die Tochter des ehemaligen Regiments-Kommandeurs, die zu Lebzeiten des Vaters von einem ganzen Offizierkorps umflattert wurde, heute Frau Postsekretär ist. Höher kann es ihr Mann nicht bringen, aber das macht ihr keinen Kummer; sie ist überaus glücklich und zufrieden. Ueber das jüngste ihrer drei Kinder bin ich Pathin."

„Also auch eine Mißheirath", meinte die Sanitätsräthin lächelnd.

Als die Damen sich mit herzlichem Händeschütteln verabschiedet hatten und Frau Grün mit der Direktorin allein auf dem Heimwege war, meinte die erstere: „Die Commerell weiß wohl, warum sie solche Ansichten verficht. Ihr Vater soll auch ein Subaltern-Beamter gewesen sein, und der Sanitätsrath hat sich eben in sie vergafft."

„Nun, man kann halt aus seiner Haut schlecht heraus", stimmte Frau Direktor Brausewald spitzigen Tones ein.

II.

In der Laube eines wohlgepflegten Ziet- und Gemüsegartens, der sich an ein kleines freundliches Haus anschließt, sitzen zwei Frauen. Die ältere, die verwittwete Geheimrath Heimbach, ist in Trauer gekleidet; seit dem Tode ihres Gatten trägt sie nur Schwarz. Der harte, schwere Verlust, der sie betroffen, hat weiße Fäden in das dunkle Haar gewoben und die zwei Falten zu beiden Seiten des Mundes und der Nase vertieft. Aber die herbe Miene ihres Gesichts ist doch wieder geschwunden und hat dem Ausdrucke ruhiger Ergebung Platz gemacht. Ihr Auge leuchtet allemal auf, wenn es zärtlich auf den blühenden, braunlockigen Buben mit den Pausbacken fällt, der vor der Laube auf dem Boden sitzt und sich mit seinem Holzpferdchen köstlich unterhält.

„Ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie es mich freut, daß Sie den Umweg nicht scheuten, um uns zu besuchen, liebe Frau Sanitätsrath", wandte sie sich zu Frau Commerell.

Die Frau Sanitätsrath hat sich innerhalb der fünf Jahre, die seit jener Kaffee-Gesellschaft in ihrem Hause verflossen, gar nicht verändert. Sie ist gerade noch so frisch, und ihre ansprechenden Züge zeugen nicht weniger von Klugheit und Herzensgüte, wie damals.

„Es ist ja nicht einmal ein Umweg; ich brauchte nur von N . . . einen kleinen Abstecher zu machen, und der hat sich doch wahrhaftig gelohnt", meinte der Gast mit ausbrechender freudiger Herzlichkeit. „Sie und Elise so glücklich zu sehen, das ist für mich eine wahre Erquickung. Und Sie haben so Schweres durchmachen müssen."

„Das weiß der Himmel. Kurz nachdem Elise sich verlobt hatte, wurde mein Mann krank, und vier Wochen später hatte ich ihn verloren. Es kam eine harte, harte Zeit. Wir hatten uns von Herzen gern gehabt, aber oft, gar oft quälte mich der Gedanke, ob ich dem lieben Dahingegangenen auch in allen Dingen pflichtgetreu gewesen sei."

„Aber ich bitte Sie, Frau Geheimrath! Sie, wie können Sie so etwas sagen?" unterbrach Frau Commerell.

„Man lernt seinen Besitz erst schätzen, wenn er uns genommen. Doch, Sie haben recht, ernste Vorwürfe brauche ich mir keine zu machen. Aber welches Glück war es da, daß Elises Zukunft gesichert war, Felden hat sich in jener schweren Zeit in seiner Trefflichkeit voll bewährt. Mein Mann hatte, soviel es in seiner Kraft gestanden, für meine Zukunft gesorgt. Er war in einer Lebensversicherung eingekauft gewesen, und das kam mir sehr zu statten; denn außerdem war nicht viel Vermögen vorhanden und das Ruhegehalt beträgt jährlich sechzehnhundert Mark. Nur machte es mir Kummer, daß Helenen's Verlobter und mein Sohn, die zur Beerdigung kamen, den wackeren Felden mit fast beleidigender Zurückhaltung und Kälte behandelten. Und, ich darf es sagen, in jenen Tagen war er mir doch mehr als die Beiden."

Die Erzählerin schwieg und bückte sich zu dem jauchzenden Enkelkinde hinab, doch nur um eine Thrane zu verbergen und verstohlen fortzuwischen. Nach einer Weile fuhr sie fort:

„Ein halbes Jahr später heiratheten Elise und Felden; ich stimmte um so lieber zu, als der Familientrauer wegen von einer größeren Hochzeitsfeier Abstand genommen werden konnte, was übrigens auch ganz im Sinne der beiden war. Helenens Verlobter schützte aber Unabkömmlichkeit vor, und Arthur, mein Sohn, that, als erweise er seinem Schwager durch sein Kommen eine große Ehre. Ich schwieg und überließ alles vertrauensvoll der Zukunft. Und ich habe mich, Gott sei Dank, nicht getäuscht. Elisens Briefe athmeten nur stets rechtes und echtes Glück, und als der kleine Kerl da erschien, da war des Glückes fast zu viel. Nun, Sie haben ja Elise gesehen, da brauche ich keine Worte zu machen. Der ist die Zufriedenheit und das Glück auf dem Gesichte deutlich zu lesen."

„Und wie behaglich sie ihre Wohnung eingerichtet haben! Nichts Uebertriebenes, alles gediegen und harmonisch, einfach und doch von gutem Geschmacke Zeugniß gebend."

„Ja, was glauben Sie wohl! Felden steht sich verhältnißmäßig besser als mein anderer Schwiegersohn, der Regierungsrath. Felden ist seit zwei Jahren hierher versetzt und hat noch für mehrere Jahre mit der Feldvermessung zu thun. Sein Einkommen ist nicht viel geringer als das des anderen, aber die Anforderungen an ihn und Elise sind lange nicht so groß, während der Regierungsrath gern einen Zuschuß haben möchte, den ich aber nicht geben kann, wenigstens nicht so lange, als Arthur noch ganz von mir unterhalten werden muß. Helene klagt oft, und seit auch sie ein Töchterchen hat, sind die Ausgaben noch gewachsen. Einschränken ginge ja, wenn es nur nicht immer lautete: Wir müssen unserer Stellung Rechnung tragen!"

„Und Ihr Herr Sohn, wie stellt er sich jetzt zu Felden?"

Frau Geheimrath Heimbach lächelte schalkhaft. „Dem Herrn Regierungsassessor ist der Staar gestochen. Er sieht die Sache jetzt anders an. Wenn sein Dienst es ihm gestattet, ist es hier; aber ich bilde mir gar nicht ein, daß er nur wegen mir komme. Es gefällt ihm im behaglichen Nestchen seiner Schwester Elise, der Frau königlichen Landmesser, sichtlich besser als bei seiner anderen Schwester, der Frau Regierungsrath, obschon sie sich recht gut verstehen. Vor Kurzem sagte er mir, und ich habe ihm das Geständniß hoch angerechnet, denn unsere jungen Leute von heute geben nicht gern zu, daß sie sich mal geirrt haben: Mama, wenn ich zu wählen hätte zwischen Helenens oder Elisens Haushalt, dann fiele mir die Wahl nicht schwer."

In diesem Augenblick näherten sich rasche, eilige Schritte. Die junge Frau kam gelaufen. Ihre Wangen glühten und ihre Augen leuchteten.

„Aber Kind, was hast Du?" rief die Großmutter.

„Er kommt, Mama! Es ist ja Samstag! Komm, Bubi, Papa ist gleich da, wir wollen ihn begrüßen."

Mit diesen Worten hob Frau Elise das jauchzende Kind vom Boden und eilte durch den Garten vor das Haus.

„Ja, richtig, heute ist Samstag. Felden hat in den letzten Wochen stets außerhalb zu thun, da geht er am Montag fort und kommt erst Samstags wieder. Aber die Freude dann! Doch kommen Sie, wir wollen auch dabei sein."

Frau Heimbach und ihr Besuch stellten sich an die den Garten umgebende Hecke. Auf der Landstraße näherte sich ein Herr auf einem Fahrrad. Ein kurzer Vollbart beschattete das von Luft und Sonne dunkel gefärbte Gesicht. Es war ein kräftiger, stattlicher Mann von einnehmendem Aeußern. Seine Augen waren so ausschließlich auf das Heim gerichtet, wo er sein Liebstes wußte, daß er die beiden Frauen gar nicht einmal bemerkte. Und als in diesem Augenblick Elise mit Bubi auf dem Arme aus der Hausthüre auf die Straße trat — Zuschauer brauchte sie keine zu befürchten, denn das Häuschen lag abseits vom Verkehr — da schwenkte er den Hut, und zwei Sekunden später schwang er sich behende vom Rad und umarmte Mutter und Kind mit Küssen und zärtlichen Worten.

Frau Heimbach lachelte beim Anblick des Glückes ihrer Kinder. Die rundliche, gutmüthige Sanitätsräthin aber fuhr sich mit der Hand über die Augen und murmelte für sich: „Und das nennt die Welt eine Mißheirath!"

O, diese Kinder.

Radfahrer (welcher Fräulein Flora Schulze zu einem Ausflug abholen will, zu deren kleinem Bruder): „Jetzt ist Deine Schwester schon beinahe eine Stunde auf ihrem Zimmer, um ihr Bicycle-Kostüm anzulegen. Ich ziehe meinen Bicycle-Anzug doch in fünf Minuten an — was kann ihr nur da so viel Zeit fortnehmen?"

Fritzchen: „Ja, das machen die vier Paar Strümpfe, die Flora immer übereinander zieht."

Auch ein Roman.

Bräutigam: „Sechs Bände hat der Roman, den ich augenblicklich lese!"

Braut: „Ach, das ist ja schrecklich . . . (zärtlich): nicht wahr, so lange warten wir nicht mit dem Heirathen, Schatz?"

Abgewinkt.

Sie: „Ich träumte heute Nacht, Du hättest mir ein schönes neues Kleid geschenkt."

Er: „Na, da siehst Du, was auf Träume zu geben ist!"

Haselnußstangen.

Man vermischt ¼ Pfund geriebene Haselnüsse mit 2—3 Eiweißen, giebt ½ Pfund Zucker, 3 Unzen Mehl und ein wenig Vanille hinzu und zuletzt den Schnee von 2 Eiern, dressirt von der Masse längliche Stangen auf Wachsblech, bestäube mit Zucker und backe bei mäßiger Hitze, glasire mit Vanilleglasur.

Kleine Biscuit-Plätzchen.

Drei Eigelb rührt man mit ½ Tasse Zucker schaumig, giebt die abgeriebene Schale einer halben Citrone hinzu, schlägt die drei Eiweiße zu einem recht steifen Schnee, giebt die Dottermischung zu dem Schnee, thut zuletzt ½ Tasse gesiebtes Mehl hinzu, rührt es leicht und lege mit einem Theelöffel kleine Plätzchen auf Wachsbleche, bestäube sie mit Zucker und gehackten Mandeln und backe sie bei gelinder Hitze.